Jahrbuch der JEAN PAUL GESELLSCHAFT 2013/14

Jean Paul

K&N

JAHRBUCH DER JEAN-PAUL-GESELLSCHAFT

IM AUFTRAG
DER JEAN-PAUL-GESELLSCHAFT, SITZ BAYREUTH
HERAUSGEGEBEN VON
ELSBETH DANGEL-PELLOQUIN, HELMUT PFOTENHAUER,
MONIKA SCHMITZ-EMANS, RALF SIMON

48./49. JAHRGANG

Königshausen & Neumann

Das Jahrbuch erscheint als Jahresgabe an die Mitglieder der Jean-Paul-Gesellschaft für 2013/14. Überweisung des Jahresbeitrags – für Ordentliche und Korporative Mitglieder 25 Euro, für Studenten 15 Euro – jeweils zum Jahresanfang auf das Konto der Gesellschaft. Kontaktadresse: Jean-Paul-Gesellschaft, c/o Dr. Peter Goßens, Lehrstuhl für Allg. u. Vergl. Literaturwissenschaft, Germanistisches Institut, Ruhr-Universität Bochum, Universitätsstr. 150, 44780 Bochum, E-Mail: peter.gossens@rub.de

Informationen zu Jean Paul (hist.-krit. Ausgabe, Bibliographie) und zur Jean-Paul-Gesellschaft (Jahrbuch, Richtlinien zur Manuskripterstellung, Satzung, Beitrittsformulare) können auch von der Website der Gesellschaft bezogen werden: *http://www.jean-paul-gesellschaft.de*

Redaktion des Bandes: Bernhard Stricker

Bei der Durchführung der im vorliegenden Band dokumentierten Jean-Paul-Tagung 2013 sowie bei deren Nachbereitung und bei der Drucklegung des Bandes hat die Jean-Paul-Gesellschaft großzügige finanzielle Unterstützung erfahren: Nachdrücklich gedankt sei der Fritz-Thyssen-Stiftung sowie der Stadt Bayreuth.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2014
Satz: Bernhard Stricker, Bochum
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
Bindung: Verlagsbuchbinderei Keller GmbH, Kleinlüder
Alle Rechte vorbehalten
Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany
ISBN 978-3-8260-5493-8
ISSN 0075-3580

www.koenigshausen-neumann.de
www.libri.de
www.buchhandel.de
www.buchkatalog.de

INHALTSVERZEICHNIS

MONIKA SCHMITZ-EMANS
Jean Paul und die literarische Moderne.
Zur Einleitung 1

HELMUT PFOTENHAUER
Zwischenruf. Jean Paul, als Unzeitgemäßer betrachtet 9

RALF SIMON
Durcheinanderprosa
(Jean Paul, Wilhelm Raabe, Arno Schmidt) 19

WERNER NELL
Der Ledermann, das Goldkochen
Und die portable Stadt. Vormoderne
Voraussetzungen einer Selbstbeschreibung
der Moderne in Jean Pauls *Komet* 39

MATTHIAS BAUER
Dialogizität und Responsivität. Strukturmomente
der produktiven Jean-Paul-Rezeption 57

ROBERTO SIMANOWSKI
Jean Pauls vergebliche Postmodernität 71

DIRK GÖTTSCHE
Jean Paul und die kleine Prosa der Moderne 85

JADWIGA KITA-HUBER
Jean Pauls Rezeption in Polen,
insbesondere bei Cyprian K. Norwid 99

ELSBETH DANGEL-PELLOQUIN
»Entstaltendes Geschehen« und Umgestaltung:
Hofmannsthals *Blick auf Jean Paul* 119

BERNHARD ECHTE
Der hellgelbe Engländeranzug.
Robert Walsers Beziehung zu Jean Paul 137

SABINE EICKENRODT
Vexierspiel des epischen Humors.
Käte Hamburgers phänomenologische
Radikalisierung der *Vorschule der Ästhetik* 149

LÁSZLÓ V. SZABÓ
»Und auch ein sternenhimmel ist dein werk«.
Jean-Paul-Rezeption bei Rudolf Pannwitz 169

STEPHAN PABST
Eskapismus und Innovation.
Jean-Paul-Rezeption in der DDR-Literatur
der 60er und 70er Jahre 185

FRANZISKA FREI GERLACH
Todesarten bei Jean Paul und Ingeborg Bachmann 205

RUTH NEUBAUER-PETZOLDT
Enzyklopädisches Erzählen nach Jean Paul.
Weltentwürfe von Ror Wolf und Gerhard Roth 219

ELENA AGAZZI
Grass' *Grimms Wörter*
als Liebeserklärung an die deutsche Sprache
im Zwiegespräch mit Jean Paul 245

GÜNTER HÄNTZSCHEL
Jean Paul im Zoo. Eine Brigitte Kronauer-Lektüre 257

MONIKA SCHMITZ-EMANS
Die Buch-Körper als Träger ästhetischer Botschaften. Von Jean Pauls Bücherphantasien zur modernen Buchkunst 265

MAXIMILIAN BERGENGRUEN
»Zum Allerheiligsten der Zeugung«. Zum epistemischen und poetologischen Gehalt der Zwillingsmetapher in Jean Pauls *Flegeljahren* 285

ULRICH HOLBEIN
Endlich bekamen seine Nachfahren zu spüren, daß es ihn mal gab 309

FLORIAN BAMBECK
Ein bisher unbekannter Brief von Alexander von Humboldt. Edition und Kommentar 313

BUCHBESPRECHUNGEN

MATTHIAS BAUER
Ralf Simon, *Die Idee der Prosa. Zur Ästhetikgeschichte von Baumgarten bis Hegel mit einem Schwerpunkt bei Jean Paul* 325

MONIKA SCHMITZ-EMANS
Magnus Wieland, *Vexierzüge. Jean Pauls Digressionspoetik* 340

MONIKA SCHMITZ-EMANS
Bernhard Setzwein, *Jean Paul von Adam bis Zucker. Ein Abecedarium* 343

MONIKA SCHMITZ-EMANS
Helmut Pfotenhauer, *Jean Paul. Das Leben als Schreiben. Biographie* 343

MALTE VÖLK
Namenlose Empfindung. Jean Paul und Goethe im Widerspruch. Handschriften und Deutungen 356

Anschriften der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter 361

ANMERKUNG ZUR ZITIERWEISE

Die Werke Jean Pauls werden i.d.R. nach der historisch-kritischen Ausgabe Eduard Berends (Sigle: SW HKA, Beispiel: SW HKA II/4,69) oder der bei Hanser erschienenen zehnbändigen Ausgabe von Norbert Miller (keine Sigle, Beispiel: I/6,1037) zitiert. Dabei bezeichnet die römische Ziffer die Abteilung, nach dem Schrägstrich folgt die arabische Band- und nach dem Komma die Seitenzahl.

MAXIMILIAN BERGENGRUEN

»DAS ALLERHEILIGSTE DER ZEUGUNG«

Zum epistemischen und poetologischen Gehalt der Zwillings-Metapher in Jean Pauls *Flegeljahren* (mit einem Exkurs zur Geminologie um 1800)

I. Doppelgänger, Zwillinge

Die zentrale Formulierung im *Siebenkäs* zur Beschreibung seiner Protagonisten Siebenkäs und Leibgeber ist die der »Doppeltgänger« (I/2,66f.). Dies ist, wie ich an anderem Orte gezeigt habe,[1] psychologisch zu verstehen: Siebenkäs kann beim ersten Blick auf Leibgeber nach langer Trennung nichts anderes »denken« als, »er sehe sich selber« (I/2,39). Dies entspricht der Definition des Erzählers für »Doppeltgänger«: »So heißen Leute, die sich selber sehen« (I/2,66f.).

Hierbei handelt es sich um einen poetologisch aufgewerteten, präzisen Rekurs auf eine zeitgleich in der Fachliteratur diskutierte psychische Krankheit, die Persönlichkeitsspaltung, die Johann Christian Reil wenig später mit der Formulierung »*Unser Ich mit einer fremden Person verwechseln*«[2] auf den Begriff bringen wird. Die Doppelgänger Siebenkäs und Leibgeber werden also nicht nur ihrer gleichen Körperlichkeit wegen durch Außenstehende verwechselt, sondern können vielmehr aufgrund ihrer geistigen Nähe auch *selbst* nicht zwischen sich und dem anderen unterscheiden. Die Folge dieser Verwechslung ist, dass sie sich als »eine[] in zwei Körper eingepfarrte Seele« (I/2,39) verstehen.

Dieser Topos wird auch in den *Flegeljahren* wieder aufgenommen, in diesem Falle freilich nicht im Rahmen der Doppelgänger-Begrifflichkeit, sondern einer neuen Leitmetapher,[3] nämlich der der Zwillinge, in die er sich auch einzupassen scheint.

---

1 Maximilian Bergengruen, *Pol und Gegenpol eines Magneten. Zwei Studien zu Jean Pauls Konzept der Doppelautorschaft in ›Siebenkäs‹, ›Flegeljahren‹ und ›Komet‹*, in: *JJPG* 44 (2009), S.45–80.

2 Johann Christian Reil, *Rhapsodieen über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen*, hrsg. von Frank Löhrer. Aachen 2001 (= ND der Ausgabe Halle 1803), S.72.

3 Ich spreche von einer Metapher, da der Begriff des Zwillings im Roman nicht nur literal verwandt, sondern bis hin zur Selbstreflexion des Schreibens metaphorisch ausgeweitet wird.

»Wenn ein solcher Fall [äußert sich Vult gegenüber Walt], wo im eigentlichsten Sinn zwei Leiber *eine* Seele ausmachen, [...] wenn von solchen Personen nicht der eine Zwilling sagen dürfte, er sei mit dem andern geistig genug verwandt, Walt, wo wäre denn noch Verwandtschaft zu haben auf Erden?« (I/2,803).[4]

Aus dem Zitat geht hervor, dass die Zwillingsmetaphorik der *Flegeljahre* – um die es in diesem Aufsatz gehen soll – eine starke Ähnlichkeit mit der im *Siebenkäs* traktierten Doppelgängermetaphorik aufweist, ja aus ihr entwickelt wird. Dies erschließt sich nicht allein aus der zweifachen Möglichkeit, den Topos von der einen Seele in zwei Körpern einzusetzen, sondern auch aus der doppelten Betonung des Geistigen: Wie bei den Doppelgängern wird auch bei den Zwillingen vor allem die innere Seite der Verbindung hervorgehoben: »geistig genug verwandt«.

Die damit in den Vordergrund gestellte Verwandtschaft und Ähnlichkeit von Doppelgängern und Zwillingen wird nicht zuletzt durch das Lemma ›Doppelt‹ in Jean Pauls Register unterstrichen, in dem die »Doppeltgänger« direkt vor »Zwillinge wie 1 Akteur« geführt werden.[5] Und wie die Verbindungslinie von der Zwillingsmetaphorik zum Topos von der einen Seele in zwei Körpern zu ziehen ist, notiert sich Jean Paul ebenfalls in den Exzerptheften: »Zwillinge, eine Bildung des Körp. und der Seele«.[6]

Dementsprechend ist es kein Zufall, dass auch die Zwillinge Walt und Vult[7] an das Konzept der geistigen Doppelgängerschaft, dieses Mal sogar wörtlich, rückgebunden werden: »Rechte gewöhnliche und doch befriedigende Unterhaltung ist«, heißt es im Roman, wenn auch nur indirekt auf die beiden Brüder bezogen, »allgemein unter den Menschen die, daß einer das sagt, was der andere schon weiß, worauf dieser aber etwas versetzt, was jener auch weiß, so daß jeder sich zweimal hört, gleichsam ein geistiger *Doppeltgänger*« (I/2,824; Herv. MB).

Halten wir also als Arbeitshypothese fest, dass Jean Paul in seinem zweiten bürgerlichen Roman nach dem *Siebenkäs* einerseits den Gedanken der psychischen Doppelgängerschaft fortschreibt, ihm aber andererseits über die

---

4 Ralf Simon, *Herders sensualistischer Platonismus auf der Jean Paulschen Rennbahn der Charaktere*, in: *Déjà-vu in Literatur und bildende Kunst*, hrsg. von Günter Oesterle. München 2003, S.115–128, hier: S.120f., weist an diesem Zitat einen Bezug auf Herders sensualistischen Platonismus nach. Auf die Platonismen in den *Flegeljahren* soll im letzten Kapitel dieses Aufsatzes ausführlich eingegangen werden.

5 Jean Paul, *Register* [Register-doppelt-0023]/[Register-doppelt-0024]. URL: www.jp-exzerpte.uni-wuerzburg.de/index.php?seite=register/doppelt&navi=_navi/reg02 [10.06.2013].

6 Jean Paul, *Exzerpte* [IIb-15-1788-1789-0184]. URL: http://www.jp-exzerpte.uni-wuerzburg.de/index.php?seite=exzerpte/ex2b/15&navi=_navi/f2b [10.06.2013].

7 Vgl. zur Problematik der Figurenkonstitution und -konstellation von Vult und Walt, Ralf Simon, *Versuch über einige Rahmenbedingungen des literarischen Charakters in Jean Pauls* Flegeljahren, in: *JJPG* 35/36 (2000/01), S.251–266.

Zwillingsmetapher eine neue, hereditäre und generative Dimension verleiht. Auch wenn das auf den ersten Blick kontraintuitiv erscheint, steht diese Veränderung, wie sich herausstellen wird, für eine größere und größer werdende Unähnlichkeit zwischen den beiden Helden.[8] Der gleitende Wechsel der Metaphern markiert also einen sich schon im *Siebenkäs* abzeichnenden, in den *Flegeljahren* jedoch verstärkt fortgesetzten Entfremdungsprozess der für die bürgerlichen Romane konstitutiven Doppel-Protagonisten.

II. Zwillingsautoren

In den *Flegeljahren* wie im *Siebenkäs* ist die Doppelgängerschaft der Protagonisten nicht nur ein Gegenstand auf der Ebene des Inhalts, sondern auch und besonders auf der der Thematisierung des eigenen Schreibens. Bekanntlich ist die Selbstreflexion für den Kunstphilosophen Arthur Danto[9] das Signum der Moderne und der ihr zugehörigen Kunst; einer Kunst nach dem Ende der Kunst der Repräsentation. Oder um es mit Kurt Wölfel auf Jean Paul übertragen zu sagen: einer literarischen Kunst aus der »Unlust zu fabulieren« heraus.[10] Die Selbstreflexion des literarischen Schreibens hat bei Jean Paul, ähnlich wie in der modernen Kunst nach Danto, die Rolle der Repräsentation oder Handlungsführung übernommen und sie dabei vollständig ersetzt.

Diese Schreibweise der Moderne lässt sich sehr gut an den genannten doppelgängerischen Zwillingen Walt und Vult aus den *Flegeljahren* ablesen, die mehr schreiben als handeln, wenn sie handeln, literarisch handeln – und wenn sie literarisch handeln, das ›Erlebte‹ in ihr gemeinsames Romanprojekt, den *Hoppelpoppel*, zu überführen trachten. Über Walt heißt es z.B.: »So studierte er am Elsasser [Flitte] heimlich den Franzosen [...] und goß ihn im Vorbeigehen ab für den Abgußsaal seines Romans und hob ihn auf« (I/2,824). Weiterhin wird vom Notar gesagt, dass er, als er mit einer größeren Menge feinen Geschirrs konfrontiert wird, sich freue, weil »er das neue Geschirr in seinen Doppelroman als in einen Küchenschrank abliefern konnte« (I/2,739). Ähnliches gilt für Vult. Er »schrieb«, heißt es im Roman, »am

---

8 Vgl. hierzu auch Franziska Frei-Gerlach, *Geschwister. Ein Dispositiv bei Jean Paul um 1800*. Berlin 2012, S.359.

9 Arthur C. Danto, *Die philosophische Entmündigung der Kunst*, in: ders., *Die philosophische Entmündigung der Kunst*, übers. von Karen Lauer. München 1993, S.23–44, u. ders., *Das Ende der Kunst*, in: ebd., S.109–146; ders., *Geschichten vom Ende der Kunst*, in: ders., *Reiz und Reflexion*, übers. von Christiane Spelsberg. München 1994, S.384–400, hier: S.395ff.

10 Kurt Wölfel, *Die Unlust zu fabulieren. Über Jean Pauls Romanfabel, besonders im ›Titan‹*, in: *Jean Paul-Studien*, hrsg. von Bernhard Buschendorf. Frankfurt a.M. 1989, S.51–71.

Tagebuch ein wenig und schnitt zwei brauchbare Ausschweifungen sogleich heraus für den Hoppelpoppel« (I/2,1005).

Die Handlung der beiden Protagonisten ist also immer schon auf die literarische Verwertbarkeit ihres Romans ausgerichtet. Und damit wird en passant die Literarizität der Handlung der *Flegeljahre*, also des Romans, in dem der *Hoppelpoppel* entsteht, ausgewiesen. Dass der Erzähler Walt den Titel »Selbst-Romanschreiber« (I/2,881) verleiht, ist in erster Linie so zu verstehen, dass dieser sich in seinem Leben bewegt, als sei es ein Roman, ganz im Sinne von Friedrich Schlegels bekannter Maxime: »Poesie muß und kann ganz mit d[em] Leben verschmelzen«.[11] Aber man kann es auch so lesen, dass sich der *Roman selbst schreibt* – und zwar mithilfe seiner Protagonisten, die ihr Leben literarisch leben und zu verschriftlichen streben.

Auch wenn die beiden Zwillinge nach dem gleichen ästhetischen Imperativ leben, so verwenden sie dafür, wie ich im Folgenden zeigen möchte, vollkommen verschiedene Denk- und Schreibweisen. Walt ist, wie alle seine empfindsamen Vorgänger, eine »schöne Seele« (I/2,722).[12] An diesem Modell übt Vult, bei aller brüderlichen Liebe, deutliche Kritik: »Wenn ein Mädchen anfängt: ›eine schöne weibliche Seele‹: so lauf' ich«, sagt Vult, »gern davon; denn sie besieht sich mit« (I/2,1053). Vult wirft also Walt, freilich nur indirekt adressiert, eine Art der Selbstbeschauung, ja des Egoismus vor, die zumindest von weitem an das Denken und Handeln des »Egoisten« Klothar (I/2,709) erinnert.

Dass Vult in Walts Egoismus, ganz im Sinne der jeanpaulschen Denkweise,[13] sogar eine Nähe zum vielgescholtenen transzendentalem Idealismus sieht,[14] wird aus einem Eintrag in seinem bereits erwähnten »Tagebuch«

---

[11] Friedrich Schlegel, *Fragmente zur Poesie und Literatur* II, Nr.267, in: ders., *Kritische Ausgabe*, 35 Bde., hrsg. von Ernst Behler und Andreas Arndt. Paderborn u.a. 1958–2009, Bd.XVI, S.276. Vgl. hierzu Bernd Bräutigam, *Leben wie im Roman. Untersuchungen zum ästhetischen Imperativ im Frühwerk Friedrich Schlegels (1794–1800)*. Paderborn u.a. 1986.

[12] Auch Wina ist eine schöne bzw. (für Walt) die »schönste Seele« (I/2,1074). Vgl. zur für Jean Pauls Werk zentralen Gegenüberstellung von schönen Seelen und körperlich orientierten Humoristen, Maximilian Bergengruen, *Schöne Seelen, groteske Körper. Jean Pauls ästhetische Dynamisierung der Anthropologie.* Hamburg 2003, S.39–110.

[13] Man denke z.B. an Jean Paul, Brief an Thieriot, 07.03.1800, SW HKA III/3,303: »Sein [Fichtes] System wil kein *transz. Egoismus* sein, weil sonst die Moralität zerstiebt; aber *konsequent* mus man es, wie ich gethan, hinauffolgern« [erste Hrvh. MB].

[14] Vgl. hierzu Wolfgang Harich, *Jean Pauls Kritik des philosophischen Egoismus. Belegt durch Texte und Briefstellen Jean Pauls im Anhang.* Frankfurt a.M. 1967, S.7–120; Maximilian Bergengruen, *Schöne Seelen* [Anm.12], S.11–154. Vgl. zur *Clavis* neuerdings auch, allerdings unter fehlender Berücksichtigung der philosophischen Konstellation (Jacobi, Herder), Sandra Hesse, *Das janusköpfige Ich. Jean Paul, Fichte und die Frühromantik.* Freiburg i.Br. 2004, S.97–149; genauer hier Helmut Pfotenhauer, *Das Leben als Schreiben*. München 2013, S.219–225.

deutlich: »Worin«, schreibt Vult dort, »soll denn das Ebenbild Gottes sonst bestehen, als daß man, so gut man kann, ein kleines Aseitätchen ist und – da schon *Welten* mehr als genug da sind – wenigstens *sich* Schöpfer täglich erschafft und genießt, wie ein Meßpriester den Hostiengott« (I/2,999). Mit der Formulierung vom »Aseitätchen« greift Vult auf die Kritik am transzendentalen Idealismus aus der *Clavis* zurück, in der unterstellt wird, dass das »absolute [...] Ich« nichts anderes als eine »Causa sui« oder eben – und auf den Begriff kommt es an – »*Aseitas*« sei (I/3,1033; Hrvh. MB). Diesen Vorwurf bezieht Vult nicht nur auf den Egoisten Klothar, sondern auch auf Walt. Sichtbar wird dies, in Vults Augen, nicht zuletzt an der Verehrung Klothars durch den Bruder. Der Flötenspieler findet, dass Walt in Klothar die nur »schlecht abgeschmierte[n] Heiligenbilder« seiner eigenen »innern Lebens- und Seelenbilder knieend verehr[t]« (I/2,1000).

Gegen diesen verkappten Idealismus seines Bruders setzt Vult den »parodische[n], zynische[n] Spaß« (I/2,983). Das heißt, dass er die Meinungen und Anschauungen Walts in der Parodie wiederholt und dabei – das meint der Ausdruck des Zynismus – auf ihre verborgenen körperlichen Ursachen und Stoffwechselprozesse zurückführt.[15] Dies macht er, im Leben wie im *Hoppelpoppel*, nicht dergestalt, dass er den Haupttext seines Bruders fortschreibt, sondern diesen durch »Digression« unterbricht, verändert und kommentiert (I/2,801).[16]

Beides zusammen, also die philosophische Tendenz, das verborgene Körperliche in den seelischen Ergüssen des Bruders zu betonen und dabei, in Bezug auf die literarische Form, die Ausschweifung zu wählen, verbindet sich in einer für Vult sehr charakteristischen physiologischen Metapher: Für ihn sind nämlich »Ausschweifungen« das »wilde Fleisch am Herzen, oder, möcht' ich mit den Ärzten sprechen, solche Extravasata« (I/2,1053), also das ausgetretene Blut jenseits der Gefäße.

Als Konsequenz des Gesagten setzt Vult gegen Walts subjektive Empfindungsweise und Schreibweise der Empfindsamkeit ein Konzept der Objektivität der Kunst: »›Ei, Bruder,‹ sagte Walt, ›du bist so hart: was kann denn ein Mensch für eine Empfindung oder gegen sie, es sei in der Kunst oder großen Natur? [...]‹« Zwar gesteht Vult dem Notar zu, dass es durchaus erlaubt sei,

---

[15] Vgl. zu dieser an Diogenes von Sinope angelehnten Prämisse satirisch-humoristischer Schreibweise bei Jean Paul, Maximilian Bergengruen, *Missgeburten. Vivisektionen des Humors in Jean Pauls ›Dr. Katzenbergers Badereise‹*, in: *Anatomie. Sektionen einer medizinischen Wissenschaft im 18. Jahrhundert*, hrsg. von Jürgen Helm und Karin Stukenbrock. Stuttgart 2003, S.271–292.

[16] Vgl. zu Jean Pauls digressiver Schreibweise neuerdings Magnus Wieland, *Vexierzüge. Jean Pauls Digressionspoetik*. Hannover 2013.

»Tränen und Stimmungen« in die Kunst einzubringen, aber er hält dagegen, dass man die »*Wirklichkeit* in die Kunst [...] kneten« müsse, aber eben gerade nicht, wie in der empfindsamen Schreibweise, »zum Effekt«, sondern als Ursache (I/2,773; Herv. MB). Und im Gespräch mit Wina führt Vult, dieses Thema wieder aufnehmend, aus: »wer so gut sänge, sagte ich, als sie, würde am besten wissen, daß die Kunst sich *vom persönlichen Anteil rein halten lerne*« (I/2,791; Herv. MB).

Angesichts dieser großen Unterschiede zwischen den beiden Brüdern ist es keine große Überraschung, dass Vult, wenn er dem Bruder die Abfassung eines »Doppel-Roman[s]« (I/2,667) anträgt, eine komplementäre Vorgehensweise vorschlägt. In ihrem literarischen Opus magnum soll der weichherzige und phantasiebegabte Walt den empfindsamen Part, Vult jedoch den satirisch-komischen übernehmen: »Ich lache darin, du weinst dabei [...] – du bist der Evangelist, ich das Vieh dahinter – jeder hebt den andern – alle Parteien werden befriedigt« (I/2,667). Oder anders ausgedrückt, Walt ist für Geist und Seele zuständig, Vult für den Stoffwechselprozess des Körpers: »›[...] Ich respektiere alles, was zum Magen gehört, diese Montgolfiere des Menschen-Zentaurs; der Realismus ist der Sancho Pansa des Idealismus‹« (I/2,670).[17]

Soweit zur dualen Figurenanlage und zum darauf aufbauenden dualen Schreibkonzept in den *Flegeljahren*. In den folgenden drei Kapiteln soll es mir nun darum gehen, die epistemischen und, darauf aufbauend, die poetologischen Implikationen der Zwillingsmetapher, durch die diese Konzepte, wie gezeigt, in den *Flegeljahren* gebündelt werden, zu rekonstruieren.

III. Zwillingsforschung[18]

Es ist keineswegs so, dass sich alle medizinischen Autoren um 1800, die sich mit Fragen der Embryologie und der Zeugung beschäftigen, auch das Thema von Zwillingsgeburten erschöpfend behandeln. Das hat etwas mit der jeweils vertretenen Zeugungstheorie zu tun. Bekanntlich ist die Diskussion im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert zwei- bzw. dreigeteilt: Gegenüber stehen sich Epigenetiker auf der einen und Präformisten auf der anderen Seite. Die Epigenetiker gehen davon aus, dass sich der Embryo durch den

---

[17] Vgl. zum Thema des Magens Cosima Lutz, *Aufess-Systeme. Jean Pauls Poetik des Verzehrs*. Würzburg 2007, freilich ohne Berücksichtigung der philosophischen Bedingungen der Aufess-Systeme und ihrer Komplementarität zu empfindsamen Modellen.

[18] Soweit ich sehe, gibt es keine eigene wissenshistorische Studie zum Thema Zwillingsschwangerschaften im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert. Dies soll hier nachgeholt werden.

und während des Zeugungsvorgang(s) entwickelt und dass männlicher Same und weibliches Ei gleichermaßen zum neuen Leben beitragen. Präformisten behaupten hingegen, dass der Embryo schon vorgebildet ist – und zwar entweder im männlichen Samentierchen oder im weiblichen Ei. Die Vertreter der ersteren Theorie werden Animalkulisten, die Vertreter der zweiten Ovulisten oder Ovisten genannt.[19]

Zwar kann man sagen, dass sich die Epigenese im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert mehr und mehr durchsetzt; das heißt aber keineswegs, auch mit Blick auf Jean Paul gesprochen, dass die Präformation, in beiden erwähnten Spielarten, deswegen nicht mehr vertreten würde – und auch nicht, dass die Unterscheidungen immer so deutlich verliefen. Was uns heute als klar gezogene Linie eines Paradigmenwechsels erscheint, wurde im ausgehenden 18. Jahrhundert und um 1800 als eine keineswegs abgeschlossene Debatte wahrgenommen.[20]

Bemerkenswerterweise interessieren sich weder die zeitgenössischen Animalkulisten noch ihre epigenetischen Gegner in besonderem Maße für Zwillinge. Der Epigenetiker Friedrich Blumenbach verschweigt, um ein Beispiel zu nennen, zwar keineswegs die Existenz von Zwillingen, aber sie liegt eindeutig nicht im Fokus seines Interesses. So schreibt er in *Anfangsgründe der Physiologie*, Wien 1789, in trockenen Worten: »Nach dem Laufe der Natur bringt zwar eine Frau nur ein Kind auf einmal zur Welt, und empfängt nur eine einzige Frucht; doch sind auch *Zwillingsgeburten* nicht selten, die sich zu den einzelnen Geburten, nach Süßmilch's Berechnung, wie 1:70 verhalten.«[21] Halten wir also fest, dass Blumenbach ins Statistische ausweicht, um keine biologische Erklärung anbieten zu müssen.

Zwar diskutiert er in *Über den Bildungstrieb* von 1791 mehrere Formen der »Abweichung des Bildungstriebes«, aber dazu gehören für ihn lediglich

---

[19] Vgl. hierzu die grundlegende Studie von Jörg Jantzen, *Physiologische Theorien*, in: Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, *Historisch-kritische Ausgabe*, hrsg. im Auftrag der Schelling-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften von Thomas Buchheim et al., 40 Bde. Stuttgart 1966ff., Ergänzungsband zu Werke Band 5 bis 9, Stuttgart 1994, S.375–670, hier: S.566–670. Zur für diese Frage zentralen Haller-Wolff-Debatte, vgl. Änne Bäumer-Schleinkofer, *Die Geschichte der beobachtenden Embryologie. Die Hühnchenentwicklung als Studienobjekt über Jahrtausende*. Frankfurt a.M. u.a. 1993, S.176–212; Shirley A. Roe, *Matter, Life and Generation. Eighteenth-Century Embryology and the Haller-Wolff Debate*. Cambridge 1981, S.45–88; Janina Wellmann, *Die Form des Werdens. Eine Kulturgeschichte der Embryologie. 1760–1830*. Göttingen 2010, S.108–136.

[20] Vgl. hierzu Jantzen [Anm.19], S.622–635.

[21] Johann Friedrich Blumenbach, *Anfangsgründe der Physiologie*. Wien 1789, S.346. Es handelt sich um eine Information, die sich auch Jean Paul, allerdings höchstwahrscheinlich nicht über Blumenbach, in den Exzerptheften notiert: »Unter 70 Kind. 1 Paar Zwillinge«. [IIb-24-1794-1795-0051]. URL: http://www.jp-exzerpte.uni-wuerzburg.de/index.php?seite=exzerpte/ex2b/24&navi=_navi/f2b [10.06.2013].

die scheinbare »Zwittergestaltung« der Geschlechtsorgane und vor allem die »Misgeburten (z.B. die mit doppelten Leibern und einem gemeinschaftlichen Kopf)« – und dies obwohl er davon ausgeht, dass es sich bei Verwachsungen dieser Art um das »Zusammenwachsen zweyer Keime«[22] handelt. Dass er die reguläre Entwicklung zweier Keime umgeht, ist insofern bemerkenswert, als hier, bei den Missgeburten, von der Tradition der Medizingeschichte her der Ort wäre, um auch von Zwillingen zu handeln. Aristoteles behauptet nämlich in *De generatione animalium*, dass Missbildungen und Zwillingsgeburten die gleiche Ursache hätten, nämlich eine Überfülle an Stoff in Bezug auf die Form des jeweiligen Glieds bzw. des Menschen (Aristot., gen. an. 772b).

Dieser Vorgabe kann Blumenbach jedoch nicht entsprechen – und das, obwohl er den Phänomenen gegen den »Lauf[] der Natur« (s.o.) einen besonders hohen Stellenwert zuweist, sind sie doch eines seiner wichtigsten Argumente gegen die Präformisten, welche diese Abweichungen nicht erklären können, da, in seiner Rekonstruktion der gegnerischen Theorie, der göttliche Plan der Präformation solche Abweichungen gar nicht vorsehen darf. Ja, bei Lichte besehen können die Präformisten, immer nach Blumenbach, nicht mal plausibel machen, warum sich die einzelnen Generationen voneinander unterscheiden, also nicht immer wieder identische Lebewesen entstehen.

Natürlich sehen das die Präformisten ganz anders, wie man bei Erasmus Darwin nachlesen kann,[23] der in seiner *Zoonomie* animalkulistische Theorieansätze diskutiert und wohl auch favorisiert. Obwohl Darwin es für möglich hält, dass »der Embryo blos durch das männliche Thier hervorgebracht wird, und daß das Weib ihm lediglich das Nest, die Nahrung und die Oxygenation gibt«,[24] so glaubt er doch über eine Erklärung zu verfügen, warum es zu Abweichungen von einer Geburtenfolge zur nächsten kommt, nämlich durch die Einbildungskraft des Vaters im Augenblick der Zeugung, von der Darwin denkt, »daß sie eine Aehnlichkeit der Form und der Züge mit dem Unterschiede des Geschlechts bewürkt«.[25] »Ich glaube daher«, schreibt der Zoologe weiter, »daß alle Veränderungen auf den Embryo wahrscheinlich [...] von der Einbildung des Vaters abhängen«. Und das gilt auch für Monstrositäten wie die »Verdopplung der Glieder«: »Solche monströse Bildungen werden leichter zu begreifen, wenn man sie als eine Würkung der Einbildung auf das

---

22 Johann Friedrich Blumenbach, *Über den Bildungstrieb*. Göttingen 1791, S.110–113.

23 Vgl. zu E. Darwins Vererbungstheorie, freilich mit einem Fokus auf Erbkrankheiten, Philipp K. Wilson, *Erasmus Darwin on Hereditary Disease. Conceptualizing Heredity in Enlightenment English Medical Writings*, in: *A Cultural History of Heredity II. 18th and 19th Centuries*, hrsg. von Hans-Jörg Rheinberger et al. Berlin 2003, S.109–122.

24 Erasmus Darwin, *Zoonomie oder Gesetze des organischen Lebens*, übers. von J.D. Brandis, 3 Bde. Hannover 1795–1799, Bd.I/2, S.426.

25 Ebd., S.489.

lebendige Filament zur Zeit der Absonderung ansieht.«[26] Es sollte deutlich geworden sein, dass Darwin mit der sich aus der Renaissance herschreibenden Versehenstheorie[27] eine Antwort auf epigenetische Vorwürfe gefunden zu haben glaubt, die besagen, dass die animalkulistische Präformation keine Veränderungen in der Generation und auch nicht das Vorkommen von Missbildungen zu erklären in der Lage ist. Und da die Zwillinge, siehe Blumenbach, nicht im Vorwurf enthalten waren, spricht er von ihnen auch nicht.

Hinzuzufügen ist, dass es durchaus animalkulistische Vorstöße gegeben hat, die sich, entsprechend der aristotelischen Vorgabe, mit Monstern *und* Zwillingen beschäftigen. Der junge Jean Paul notiert sich z.B. 1789 in seinen Exzerpten: »wenn mehrere Samenthierg. in 1 Ei kommen: so Mis= u. Doppelgeburt; in mehrere Eier: so Zwilling Dreilinge«.[28] Diese Position geht auf Antoni van Leeuwenhoek zurück und wird im 18. Jahrhundert prominent durch Johann Christoph Gottsched transportiert. In seinen *Ersten Gründen der gesammten Weltweisheit* berichtet der Aufklärer darüber, dass »*Leeuwenhoek* den männlichen Samen verschiedener Thiere durch Vergrößerungsgläser betrachtet« und dabei die »Saamenthierchen« entdeckt habe. Dass daraufhin »die meisten Naturkündiger den ganzen Ursprung der Thiere aus dem männlichen Samen herzuleiten angefangen« haben, findet Gottscheds Zustimmung: »Die Erfahrung bestätiget dieses auch«. Und dann folgen zwei Sätze, die, nur in umgekehrter Reihenfolge, inhaltlich exakt und auch in ähnliche Formulierungen das wiedergeben, was sich Jean Paul exzerpiert hat: »Wenn nämlich Zwillinge oder mehr Junge auf einmal, gebohren werden: so sind zwey oder mehr Eyer auf einmal mit solchen Saamenthierchen befruchtet worden. Wenn Misgeburten entstehen: so sind etwa zwey Saamenthierchen zugleich in ein und dasselbe Ey gekommen; und daselbst zusammen gewach–sen«.[29] Aber wie gesagt: Diese Position spielt im späteren Animalkulismus, also in seiner Auseinandersetzung mit der Epigenese, anscheinend keine größere Rolle mehr.

Ganz anders sieht es bei den Ovisten unter den Präformisten aus, die, wie die leicht satirische Definition von Blumenbach besagt, davon ausgehen, dass

---

[26] Ebd., S.481, 502, 493.

[27] Hierzu Marie-Hélène Huet, *Monstrous Imagination*. Cambridge 1993; Maximilian Bergengruen, *Nachfolge Christi/Nachahmung der Natur. Himmlische und natürliche Magie bei Paracelsus, im Paracelsismus und in der Barockliteratur (Scheffler, Zesen, Grimmelshausen)*. Hamburg 2007, S.132–144, S.160–172 (mit Hinweis auf die antike Quelle).

[28] Jean Paul, *Exzerpte* [IIb-15-1788-1789-0734]. URL: http://www.jp-exzerpte.uni-wuerzburg.de/index.php?seite=exzerpte/ex2b/15&navi=_navi/f2b [10.06.2013].

[29] Johann Christoph Gottsched, *Erste Gründe der gesamten Weltweisheit, Theoretischer Teil*, in: ders., *Ausgewählte Werke*, hrsg. von Joachim Birke, 12 Bde. Berlin 1968–1995, Bd.V/1, S.481f. (§ 806–808).

»Empfängnis« nichts anders bedeutet »als das Erwachen des schlaftrunknen Keims durch den Reiz des auf ihn wirkenden männlichen Saamens, der sein Herzchen zum ersten Schlage antreibt«.[30] Sie widmen sich mit besonderer Hingabe dem Thema Zwillingsschwangerschaft und bestimmen, wie Aristoteles (gen. an. 773b), genaue Kriterien, um Zwillingsschwangerschaften von Superfötationen zu unterscheiden. Albrecht von Haller z.B., der im Laufe seines Lebens bekanntlich alle drei Zeugungstheorien vertreten, sich aber am Ende für den Ovismus entschieden hat, sieht die Differenz darin, »daß die gemeinen Zwillinge durch eine einzige Empfängniß und zu einerlei Zeit das Leben erhalten, anstatt daß eine Ueberfruchtung eine Belebung zwoer Früchte ist, welche sich aus zweyerley Empfängnisse entwickeln«.[31]

Man kann ohne Übertreibung sagen, dass die Zwillingsschwangerschaft Wasser auf den Mühlen der ovistischen Theorie ist. Insbesondere die »Semin-Ovisten«, die mit den Epigenetikern darin übereinstimmen, »daß der Embryo seine Entstehung der Vermischung beyder Sämenfeuchtigkeiten zu danken habe« und nur noch insofern Ovisten sind, als sie behaupten, dass diese Vermischung »nicht im Fruchtbehälter, sondern im Eye selbst geschehen solle«,[32] also trotz Doppelzeugungstheorie davon ausgehen, dass »Eyer als das *Allerheiligste* der Zeugung anzusehen« sind,[33] stürzen sich auf das Zwillingsthema, bietet es doch in ihren Augen einen, wenn nicht *den* Beleg für die These, dass die Entstehung des neuen Lebens im Ei stattfindet.

Die Zwillings-Theorie der Semin-Ovisten ist denkbar einfach: Jedes der weiblichen Eier ist im Normalfall fruchtbar. Wenn der männliche Samen zur Befruchtung eines Eis ausreicht, kommt es zu einer Einzelgeburt, wenn er darüber hinausgeht, zu Mehrlingen. In Anlehnung an den Zeugungstheoretiker Millot schreibt Johann Karl Wezel, eben jener Wezel, der sich wie Jean Paul als ein literarischer Schüler Ernst Platners versteht,[34] im zweiten Band

---

30 Blumenbach, *Bildungstrieb* [Anm.22], S.23f.

31 Albrecht von Haller, *Anfangsgründe der Phisiologie des menschlichen Körpers*, übers. von Johann Samuel Halle, Bd.VIII. Berlin u. Leipzig 1776, S.766f. Zu Hallers Wendungen von der (animalkulistischen) Präformation zur Epigenese und zurück zur (ovistischen) Präformation, vgl. Roe [Anm.19], S.21–45. Auch Millot bestimmt die Unterscheidung zwischen Zwillingsgeburt und Überschwängerung: »Hat jedes Kind seinen Mutterkuchen besonders, so glaube ich, daß hier eine Ueberschwängerung wirklich statt findet«, ansonsten handelt es sich um eine Zwillingsschwangerschaft (Jacques André Millot, *Die Kunst, sogleich beym Beyschlafe das Geschlecht des zu erzeugenden Kindes zu bestimmen.* Leipzig 1802, S.157).

32 Ebd., S.13.

33 Ebd., S.27.

34 Vgl. hierzu Alexander Košenina, *Ernst Platners Anthropologie und Philosophie. Der »philosophische Arzt« und seine Wirkung auf Johann Karl Wezel und Jean Paul.* Würzburg 1989; Catherine J. Minter, *The Mind-Body Problem in German Literature 1770–1830. Wezel, Moritz and Jean Paul.* Oxford 2002; und zum direkten Verhältnis Jean Paul/Wezel: Beatrix Langner, *Jean Paul. Meister der zweiten Welt.* München 2013, S.69ff.

seiner *Somatologie* von 1804: »Wenn *mehrere reife* Eierchen in dem Eierstocke der Mutter durch den männlichen Saamenduft zugleich *befruchtet* werden; so entstehen *Zwillinge, Drillinge u.sw.*«.[35] Ob Ein- oder Zwillinge, diese Frage entscheidet sich also anhand der Qualität bzw. Quantität des Samenduftes, also »je nachdem er theils mehr, oder weniger stark und kräftig, zur Belebung eines, oder mehrerer reifen Eier hinreichend ist«. Kurzgesagt sind Zwillinge – und hier treffen wir wieder auf die oben zitierte aristotelische Theorie des Zuviel bei Zwillingen und Monstern – Effekte aus einem »Ueberflusse an befruchtenden Saamendufte«.[36]

Auch die Ovisten benötigen eine Erklärung, warum sich die Schöpfung trotz Präformation weiterentwickelt, warum also nicht alle Menschen, wie es die von ihnen vertretene tendenziell eingeschlechtliche Fortpflanzungstheorie nahelegen würde, Kopien ihrer Erzeuger, in diesem Falle: Mütter, sind. Und auch sie greifen dabei auf die Versehenstheorie zurück, drehen dabei aber konsequenterweise die Perspektive der Animalkulisten um, machen also die Einbildungskraft der Mutter zum Ei des Kolumbus: Die »Ähnlichkeit« der Kinder zu ihrer Mutter, heißt es bei erwähntem Millot, »beweist uns den größern Antheil der weiblichen« Seite.[37] Die Ähnlichkeit mit dem Vater entsteht konsequenterweise dadurch, dass die Frau »durch Hülfe der *Einbildungskraft* dem empfangenen Kinde *Aehnlichkeit* von ihrem Manne« mitgeben könne, wenn sie mit diesem schläft und dabei an ihn denkt.[38] – Die Betonung liegt hierbei auf dem *Wenn*. Was passiert, wenn sie (und er) an jemand anders denken, wenn also Eduard in seiner »Einbildungskraft« niemanden anderen als »Ottilien in seinen Armen« hält, während Charlotte »der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele schwebte«,[39] dazu steht alles Wissenswerte in Goethes *Wahlverwandtschaften*. Und: Was passiert, wenn die Frau mit jemanden anderem als ihrem Ehemann schläft und »ihr ganzes Wesen« und vor allem ihre Imagination nur noch »Begierde nach den funkelnden Steinen« dieses Mannes ist, das ist in E.T.A. Hoffmanns *Fräulein von Scuderi* nachzulesen.[40]

---

35 Johann Carl Wezel, *System der anthropologisch-physiologischen Somatologie oder der Naturlehre des thierisch-menschlichen Körpers und Lebens. Nebst einer allgemeinen Einleitung in die Anthropologie überhaupt und in die empirische ins besondere*, 2 Bde. Leipzig 1803–1804, Bd.II, S.360.

36 Ebd., S.330, 342; ähnlich 345.

37 Millot [Anm.31], S.25.

38 Wezel [Anm.35], S.364.

39 Johann Wolfgang von Goethe, *Die Wahlverwandtschaften*, in: *Goethes Werke*, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, hrsg. von Erich Trunz. Hamburg 1948–1982, Bd.VI, S.321.

40 E.T.A Hoffmann, *Das Fräulein von Scuderi*, in: ders., *Sämtliche Werke in sechs Bänden*, hrsg. von Wulf Segebrecht, Hartmut Steinecke, 6 Bde. Frankfurt a.M. 1985–2004, Bd.IV, S.832. Vgl. hierzu Maximilian Bergengruen, *Das monströse Erbe (der Literatur). Ehebre-*

Die Ähnlichkeit zwischen den Eltern und Kindern ist beim Zwillingsthema natürlich insofern interessant, als sich Zwillinge selbst sehr ähneln. Aber, da es sich gemäß der ovistischen Theorie immer um zwei Eier handelt, die befruchtet werden, kann, ja darf auch die Ähnlichkeit nicht vollkommen sein: »Bei wiederholter Aufmerksamkeit«, schreibt Wezel, »findet man doch sowohl in den Gesichtszügen, als auch an der ziemlich ähnlichen Sprache und an dem ganzen Körperbaue« – an anderer Stelle nimmt er noch die »Denk- und Handlungsweise« hinzu – »mancherlei Abweichungen und Unterschiede« zwischen den Zwillingen.[41]

Wenn Zwillinge auch in Bezug auf das Geschlecht unähnlich sind, so ist wiederum bei Millot zu lesen, hat dies seinen Grund darin, dass sie in verschiedenen Bereichen des Eierstocks entstanden sind. Es ist möglich, schreibt Millot, dass »beyde Eyerstöcke zugleich befruchtet werden«. Dann entstehen meist »*zwey* Kinder von verschiedenem Geschlecht«, während Zwillinge, die in einem Eierstock befruchtet wurden, meistens gleichgeschlechtlich seien. Denn, so die Theorie, »*auf die rechte Seite*« würden sich im allgemeinen »Knabe[n]« begeben, »*auf die linke Seite*« dann »*Mädchen*«.[42] Auf diese bemerkenswerte Aussage wird zurückzukommen sein.

IV. Zwillingsbücher

Zwillinge vs. Missgeburten – das sind also die Zentralargumente zwischen den Vertretern der (ovistischen) Präformationslehre und denen der Epigenese. In diesen Streit ist Jean Paul fast zeitlebens verwickelt. Wie bekannt, spielen Missgeburten, also das Paradebeispiel der Epigenetiker zur Bestätigung ihrer Theorie, beim späten Jean Paul – insbesondere im *Katzenberger* – eine zentrale Rolle.[43] Diese dritte Leitmetapher des Schreibens zeichnet sich in den *Flegeljahren* schon dezent ab, allerdings nicht mehr auf den empfindsamen *und* den humoristischen Autor bezogen, sondern (wie im *Katzenberger* dann auch) nur auf *einen*, also auf den Humoristen. So sagt es zumindest Vult:

> [D]er Humorist hat zwar einen närrischen, widerlichen Berghabit zum Einfahren in seine Stollen; – er verleibt sich zwar nach Vermögen alle Aus- und Miß-Wüchse der Menschheit ein, um das Beispiel der *Mißgeburten* zu befolgen und zu geben, die in vorigen Jahrhunderten bloß darum mit fleischernen Fontangen, Manschetten

---

cher, Verbrecher und Liebende in E.T.A. Hoffmanns ›Das Fräulein von Scuderi‹, in: *Monster. Zur ästhetischen Verfasstheit eines Grenzbewohners*, hrsg. von Günter Oesterle, Roland Borgards, Christiane Holm. Würzburg 2010, S.219–237.

41 Wezel [Anm.35], S.363; 368.

42 Millot [Anm.31], S.234f.; vgl. auch Wezel [Anm.35], S.342 und 346.

43 Vgl. hierzu Bergengruen, *Katzenberger* [Anm.15].

und Pluderhosen geboren wurden, um damit der Welt, wie die Strafprediger errieten, ihre angezogenen vorzuwerfen. (I/2,1003; Herv. MB)

Der Verweis auf die Missgeburt ist aber nur als ein Kredit auf die literarische Zukunft zu verstehen (wie die Doppelgänger-Zitation in die Vergangenheit des *Siebenkäs* verweist). Zu diesem Zeitpunkt ist die genannte Metapher als poetologische Leitfigur noch nicht möglich, weil sie, wie gezeigt, das Zentralargument für eine epigenetische Sicht auf die Zeugung darstellt, während alle empfindsamen Romane bzw. Romanteile Jean Pauls bis zu den *Flegeljahren* von der Präformation her gedacht werden. Hier spielt – auch explizit – vor allem ein Autor eine zentrale Rolle, nämlich der Genfer Ovist Charles Bonnet.[44] Bonnet verwendet zur Beschreibung der präformativen Zeugungsdynamik sehr häufig eine für die empfindsame Schreibweise Jean Pauls zentrale Metapher, nämlich die von der schmetterlingshaften Metamorphose: Der »Schmetterling [...] präexistirt[] in der Raupe«, so sein Argument, wie die zukünftige Gestalt des menschlichen Embryo im Keim.[45]

Und noch ein zweites Theorem ist für Jean Paul von großer Wichtigkeit: Als letztes Glied der präformistischen Metamorphose bestimmt Bonnet für den Menschen die Auferstehung mit dem himmlischen Leib. Auch diese Zustandsform ist für ihn bereits schon auf Erden präexistent, nämlich im »callöse[n] Körper«, also in der »ätherische[n] Maschine«, die den »Sitz der Seele« darstellt. In diesem Verbindungsglied zwischen Leib und Seele findet sich nach Bonnet der »Keim dieses geistischen und verklärten Leibes, den die Offenbarung dem thierischen und groben Leibe entgegen setzet«.[46]

Eine solche schmetterlingshafte Metamorphose hin zu einem himmlischen Leib auf Erden lässt sich in den empfindsamen Passagen des gesamten frühen und mittleren Werks Jean Pauls wiederfinden[47] – und dementsprechend auch in den *Flegeljahren*, zumindest bezogen auf Walt. Während dieser sich am Anfang des Romans in einem Zustand der Verlarvung befindet, kann er sich davon immer mehr und mehr befreien: »Und der bisher winterlich eingepuppte, gefrorne *Schmetterling* sprengte die Puppen-Hülse weit ab und fuhr auf und wiegte feuchte Schwingen« (I/2,843; Herv. MB). Diese anvisierte

---

44 Vgl. zur Genese von Bonnets Vererbungstheorie Tobias Cheung, *System, Mikrooperator und Transformation. Leibniz' gemeinsames Ordnungsdispositiv der Monade und des Lebendigen im naturgeschichtlichen Kontexte*, in: *Der Monadenbegriff zwischen Spätrenaissance und Aufklärung*, hrsg. von Hans-Peter Neumann. Berlin 2009, S.143–202, hier S.177–191. Vgl. zu Jean Pauls Verhältnis zur Präformation und zu Charles Bonnet im Besonderen, Götz Müller, *Jean Pauls Ästhetik und Naturphilosophie*. Tübingen 1983, S.28–37.

45 Charles Bonnet, *Betrachtungen über die Natur*, hrsg. von Johann Daniel Titius, Lazarro Spalanzani, 3. Aufl. Leipzig 1772, S.280.

46 Ebd., S.85.

47 Vgl. hierzu Bergengruen, *Schöne Seelen* [Anm.12], S.32ff.; 70; 77f.

Schmetterlings-Existenz, jenseits seiner alten Larve, wird wenige Seiten später als erreicht bestätigt: Er »bewegte« sich »durch das widerstrebende Leben so frei wie der *Schmetterling* über ihm« (I/2,857; Herv. MB). Die präformistische Metamorphose scheint schließlich zu dem Zeitpunkt als abgeschlossen, da sich Walt Hoffnung machen kann, Wina trotz aller Standesunterschiede für sich zu gewinnen: »So berührte er leise, wie *Schmetterlingsflügel*, wie Aurikeln-Puder, Winas Rücken« (I/2,1073; Herv. MB).

Insofern passt sich die oben rekonstruierte Zwillingstheorie der Präformation, speziell die ovistischer Herkunft, in die bestehende Metaphorik des Romans, genauer gesagt: in die Beschreibung der schönen Seele Walts, wie maßgeschneidert ein. Beschrieben wird deren Entwicklung als eine präformistisch zu denkende Metamorphose, entsprechend der Entwicklung einer Larve zum Schmetterling – und das heißt wiederum: eines präformierten Keims zu seiner von vornherein feststehenden und schließlich auch realisierten quasi-himmlischen Entwicklung.

Dass sich Walt in Bezug auf seine »inner[e] Geschichte« in einem »Bonnetsche[n] Entwicklungssystem« der Metamorphose befindet (I/4,413), gilt auch und besonders für sein Verhältnis zu seinem Zwillingsbruder Vult. Besonders deutlich wird dies in der Raummetaphorik, die für die beiden Zwillinge eingezogen wird. Beginnen wir mit der Arbeits- und Lebensgemeinschaft der beiden Brüder am Ende der *Flegeljahre*. In ihrem Rahmen wird der größte Teil des Doppelromans geschrieben – und dieser Text ist zugleich der literarische Ausdruck für die zwillingshafte Doppelgemeinschaft der beiden Autoren.

Walt, heißt es ziemlich am Ende des Romans, »webte – ganz entblößt von Menschen und Geschäften – seinen Roman fort, als das einzige dünne leichte Band, das sich noch aus seiner Stube in die brüderliche spannen ließ« (I/2,990). Die Entblößung von »Menschen und Geschäften« ist eine für Jean Paul typische Beschreibung der schönen Seele, die nicht nur ihren biologischen, sondern auch und besonders ihren sozialen Körper abwerfen möchte, um ganz (schöne) Seele zu sein.[48] Das »noch« im selben Zitat macht deutlich, dass auch der Bruder zu dieser sie bedrängenden sozialen Welt gehört, seine Trennung von ihm also nur noch eine Frage der Zeit ist. Die damit angedeutete Distinktionsdynamik lässt sich in gewissem Sinne auch bereits räumlich spüren, da die Brüder in ihrer Arbeitsklause durch eine »spanische Wand« (I/2,994) bzw. »Theaterwand« (I/2,991) zwischen ihren Betten und Schreibtischen voneinander geschieden sind.

---

[48] Ebd., S.47–88.

Diese Theaterwand macht aber nicht nur die Trennung der beiden Brüder untereinander, sondern auch ihre Eingeschlossenheit gegenüber der Welt deutlich: »Wir arbeiten dann in unserm Doppel-*Käfig* am Hoppelpoppel Tag und Nacht« (I/2,993; Herv. MB), heißt es vonseiten Vults. Die damit angesprochene käfighafte Ein- bzw. Zweiraum-Situation der Zwillinge ist dabei, ganz wörtlich, als die räumliche Fortsetzung der familiären Konstellation zu verstehen, in der sich die beiden in ihrer Jugend befanden. Darauf spielt wiederum Vult an, wenn er seinen Bruder fragt: »ists Zufall oder was, daß du in der Stube wieder ein Linker bist, und ich ein Rechter?« (I/2,1006)

Jean Paul scheint dem Leser nicht mehr zuzutrauen, diese Bemerkung Vults richtig einordnen zu können, und fügt in einer Fußnote hinzu: »bekanntlich hießen im Dorfe Elterlein die fürstlichen Untertanen am rechten Bachufer die Rechten, die adeligen am linken die Linken« (ebd.). So wurde es auch am Anfang des Romans beschrieben:

> Elterlein war zweiherrig: am *rechten* Bachufer lagen die Lehnmänner des Fürsten, am *linken* die Einsassen des Edelmanns; wiewohl sie einander im gemeinen Leben nur schlecht die *Rechten* und die *Linken* hießen. Nun lief nach allen Flurbüchern und Grenzrezessen in alten Zeiten die Demarkationslinie, der Bach, dicht an des Schulzen Hause vorbei. Nachher veränderte der Bach sein Bette, oder ein dürrer Sommer nahm ihn gen Himmel; kurz Harnischens Wohnung wurde so weit hinübergebaut, daß nicht nur *ein* Dachstuhl auf zwei Territorien stand, sondern auch *eine* Stubendecke und, wenn man ihn hinsetzte, *ein* Krüpelstuhl. (I/2,609f.)

Diese Grenzlage ist wiederum für das räumliche Verhältnis der beiden Zwillinge von zentraler Bedeutung – und zwar gleich nach ihrer Geburt:

> Jetzt wurden in der Stube scharfe Markungen, Einhegungen und Teilungs-Traktate gemacht, Wiegen und alles wurde geschieden. Gottwalt schlief und wachte und trank als Linker, Vult als Rechter; späterhin, als beide ein wenig kriechen konnten, wurde Gottwalten, dem adeligen Sassen, das fürstliche Gebiet durch ein kleines Gitterwerk – das man bloß aus Hühner- und andern Ställen auszuheben brauchte – leicht zugesperrt; und ebenso sprang der wilde Vult hinter seinem Pfahlwerk, der dadurch fast das Ansehen eines auf- und ablaufenden Leoparden im Käfig gewann. (I/2,611)

Die damit beschriebene Trennung in rechts und links ist insbesondere vor dem Hintergrund interessant, dass die beiden Doppelautoren nicht nur in ihrem Arbeitszimmer, nicht nur in der elterlichen Elterlein-Stube »Käfig«-haft in rechts und links geschieden sind, sondern diese Konstellation – ich komme auf meine geminologiehistorischen Ausführungen zurück – bereits im Mutterleib eingenommen haben müssen. Denn erinnern wir uns: Nach der damals herrschenden Zwillingstheorie können »sich in jedem Eierstocke

mehrere reife und zur Befruchtung fähige[e]« Eier befinden[49] und auch befruchtet werden. Und wenn dies geschieht, dann entstehen, gemäß Millot, »*auf d[er] rechte[n] Seite*« tendenziell die »Knabe[n]«, »*auf d[er] linke[n] Seite*« die »*Mädchen*« (s.o.).

Diese Gedankenfigur wird im Roman, wie gezeigt, wieder aufgenommen, wenn Walt als linker und Vult als rechter auf die Welt kommt, auch wenn es sich bei den beiden Brüdern um zwei Jungen handelt: Bemerkenswerterweise hatte Vults und Walts Vater nämlich verschiedengeschlechtliche Zwillinge erwartet: »Höchstens gibts ein Mädchen«, sagt er (I/2,611), nachdem er realisiert, dass sich noch ein zweites Kind nach dem ersten ankündigt. Zwar folgt noch ein zweiter Junge, aber mit ganz unterschiedlicher Ausrichtung in Bezug auf seinen Geschlechtscharakter.

Walt ist nämlich, wie der Erzähler hervorzuheben nicht vergisst, der weibliche Typ: »weißlockig, dünnarmig, zartstämmig«. Der Vater sieht sehr schnell ein, dass sein »gläubiges, verschämetes, überzartes, frommes, gelehriges, träumerisches Wesen« nicht dazu ausreicht, aus ihm einen »Bauersmann« zu machen. Aber auch die Jurisprudenz ist für Walt kein geeignetes Berufs- und Lebensziel, und zwar genau wegen der gleichen weiblichen Geschlechtscharakteristika:

> Denn wie? – fragte man – Gottwalt, der blauäugige Blondin mit aschgrauem Haar und feiner Schneehaut – wie? dieser soll einmal ein Kriminalist werden und unter dem großen Triumphator Carpzov dienen, welcher bloß mit seinem Federmesser, wozu er das Themis-Schwert ausgeschliffen, an zwanzigtausend Mann niedergehauen? (I/2,612)

Anders Vult, der sich schon als Kind als der eher männliche Typ zeigt:

> Aber der jüngere Zwilling, Vult, sagte man in froherem Tone, der schwarzhaarige, pockennarbige, stämmige Spitzbube, der sich mit dem halben Dorfe rauft und immer umher streift und ein wahres tragbares theatre aux Italiens ist, das jede Physiognomie und Stimme nachspielt – dieser ist ein anderer Mensch, dem gebt Akten unter den Arm, oder einen Schöppenstuhl unter den Steiß. (I/2,612)

In den *Flegeljahren* bewahrheitet sich also, nur von der Ebene des Sex auf die des Gender übertragen, die Theorie, dass Jungen rechts und Mädchen links im Mutterleib entstehen. Und diese räumliche Situation aus dem Mutterleib setzt sich für Walt und Vult im Elternhaus und schließlich in der Stubenverbrüderung fort, in deren Rahmen der *Hoppelpoppel* geschrieben wird.

Die damit beschriebene *relative* Ähnlichkeit bleibt den beiden bis ins Erwachsenenleben erhalten. Ein Existenztausch, wie ihn Leibgeber und Sieben-

---

[49] Wezel [Anm.35], S.346.

käs im gleichnamigen Roman vornehmen, wäre daher für Walt und Vult nicht möglich. Nur von Außenstehenden werden die beiden verwechselt, wie z.B. vom General anlässlich der Briefübergabe. Der Erzähler fügt aber gleich hinzu, dass Vult die damit angesprochene körperliche Ähnlichkeit insofern peinlich ist, als er sie geistig anscheinend nicht einholen kann:

> »Ich wünschte,« – sagt' er fein – »ich würde nicht verwechselt, oder vielmehr,« (fügt' er bei, da ihm das gerade einen zweiten, ganz entgegengesetzten Sinn geben wollte) »ich könnt' es werden.« (I/2,780)

Die von Walt hervorgehobene Differenz zwischen den beiden Brüdern ist jedoch, ich erwähnte es oben, gemäß ovistischer Theorie, kein Problem, da gemäß dieser Theorie Zwillinge verschiedenen Eiern entstammen und sich also geistig wie körperlich nicht ähnlicher sein müssen als Kinder einer Superfötation (mit einem Vater).

Soweit zur relativen Ähnlichkeit von Walt und Vult, die, wie gesagt, ganz lehrbuchgemäß ist. Irritierend ist jedoch die, mit der Zwillings-Ähnlichkeit aufgerufene, fehlende Ähnlichkeit der beiden Kinder mit ihren Eltern, die gemäß präformistischer Theorie zwingend vorhanden sein müsste, da diese Ähnlichkeit einerseits auf die Präexistenz der Keime, andererseits auf die imaginäre Leistung der Eltern beim Zeugungsvorgang verweist, was wiederum, wie ich oben erläutert habe, die Weiterentwicklung in der Generation erklärt.

Vor diesem Hintergrund ist es besonders bemerkenswert, dass Harnisch – und zwar vergeblich – unmittelbar im Anschluss an die Niederkunft nach Ähnlichkeiten zwischen sich und seinen Kindern sucht. Bekanntlich ist der Vater Landwirt und Schultheiß. Er hofft, wie die obigen Zitate deutlich machen (und gemäß präformistischer Theorie darf er darauf auch hoffen), diese beiden Haupteigenschaften bei seinen Kindern wiederzufinden. Aber so sehr er sich auch wünscht, dass der eine der rurale und der andere der juristische Typ würde, so wenig geht ihm dieser Wunsch in Erfüllung. Seine Kinder stehen nicht, wie er, für Landwirtschaft und Jura, sondern, zumindest von ihren Interessen her, für Theologie (Walt) und Musik (Vult). Gewiss, man findet die Erwähnung bestimmter Ähnlichkeiten zwischen der Mutter und dem weiblichen Walt: Ihr »warmes Herz« (I/2,645), wird gesagt, kenne das »weiche[] Gemüt« (I/2,626) ihres Sohns, als wäre es ihr eigenes. Und weiterhin heißt es vom Notar, dass er den ganzen Tag »streckversen« können soll, »weil du doch ein Narr darauf bist, wie dein Vater aufs Jus« (I/2,645). Doch diese Ähnlichkeiten sind einerseits sehr unbestimmt bzw. abstrakt und verweisen andererseits, wie beim letzten Zitat, zugleich auf Unterschiede.

Dies ist insofern bemerkenswert, als im Roman über die Ähnlichkeit zwischen Eltern und Kindern am Beispiel der Generalin und ihrer Tochter ausführlich und oft gehandelt wird: Wina, heißt es z.B., war ihrer Mutter »so ähnlich – die wenigen Jahrzehende ausgenommen, wodurch sich Töchter hauptsächlich von den Müttern zu unterscheiden suchen« (I/2,1039; vgl. auch 1027). Der Roman hat also die Ähnlichkeit zwischen Eltern und Kindern aus präformistischer Perspektive durchaus im Programm, aber verneint sie ausdrücklich für Walt und Vult und ihre Eltern.

Dass diese Leerstelle kalkuliert ist, darauf verweist die Tatsache, dass im Roman auch ansonsten Zeugungstheorien eine zentrale Rolle spielen, interessanterweise mit Rückbezug auf die literarische Produktion des eigenen Buches. Es ist Vult, der diesen Transfer leistet: »*ein* Paar Zwillinge müssen, als ihr eigenes Widerspiel, zusammen einen Einling, *ein* Buch zeugen, einen trefflichen Doppel-Roman« (I/2,667).

Die Zeugung eines Buches: Es handelt sich hierbei um ein bemerkenswert vielschichtiges Spiel mit literarischen und biologischen Generationstheorien. Zuerst wird die Metapher von den Büchern als, wie es Jean Paul an anderer Stelle – im *Siebenkäs* – spaßhaft formuliert, »poetischen Kindern« (I/2,105) aufgegriffen. Hinter dieser Redeweise verbirgt sich ein spielerischer Platon-Bezug: Eros ist, so heißt es im *Symposion*, wie der Philosoph Sokrates,[50] der Geburtshelfer für die Zeugungslust (Plat., symp. 206de), in der sich die geistige und körperliche Unsterblichkeit verwirklicht. Die körperliche Unsterblichkeit wird durch die biologische Fortpflanzung, die geistige jedoch durch die schriftstellerische und/oder philosophische geleistet. Die Rede ist vom literarischen Ruhm der Dichter, Philosophen und Gesetzgeber (Plat., symp. 209a). Bücher sind also die wahren geistigen Kinder.[51]

Vult geht es in diesem Zitat, wie die Kursiv-Setzung deutlich macht, um das Verhältnis von Einfach- und Zweifachheit in der Generation. Er und sein Bruder Walt sind Zwillinge, also zwei eigenständige Menschen, aber »*ein* Paar«. Und diese Einfachheit in der Zweifachheit müssen sie auf den Roman als ihr gemeinsames geistiges Baby übertragen: den »Doppel-Roman«, der

---

[50] Hierzu Rudolf Rehm, *Der entzauberte Eros: Symposion*, in: *Platon. Seine Dialoge in der Sicht neuer Forschungen*, hrsg. von T. Kobusch, B. Mojsisch. Darmstadt 1996, S.81–95, hier: S.88.

[51] Vgl. hierzu den instruktiven Aufsatz von Glenn W. Most, *Sechs Bemerkungen zum platonischen Eros*, in: *Kunst – Zeugung – Geburt. Theorien und Metaphern ästhetischer Produktion in der Neuzeit*, hrsg. von Christian Begemann et al. Freiburg i.Br. 2002, und, auf Jean Paul bezogen, Maximilian Bergengruen, *Von der schönen Seele zum guten Staat. Jean Pauls literarischer Synkretismus (Platon, Rousseau, Jacobi)*, in: *Wo das philosophische Gespräch ganz in Dichtung übergeht. Platons Symposion und seine Wirkung in der Renaissance, Romantik und Moderne*, hrsg. von Stefan Matuschek. Heidelberg 2002, S.175–190.

von zwei Autoren geschrieben wird und daher zweifach ist, aber zugleich eben nur »*ein* Buch« (I/2,667), also ein Text, der die Zweifachheit transportiert.

Wollte man in der platonischen Denkweise bleiben, könnte man sagen, dass hier die, ebenfalls im *Symposion* eingeführte, Terminologie der Kugelmenschen (Plat. symp. 189d–191d) aufgerufen wird. Die Trennung zwischen dem weiblichen Walt und dem männlichen Vult ist auf Ebene der Körperlichkeit nicht mehr zurückzunehmen, aber auf der Ebene ihrer literarischen Kinder, soll, gemäß Vult, die Utopie einer Wiedervereinigung realisiert werden.

Halten wir also fest, dass es alles andere als ein Zufall ist, dass an dieser Stelle von Zeugung gesprochen wird. Der Roman negiert mitnichten die Zeugungstheorien seiner Zeit, er ruft sie vielmehr auf – allerdings ohne deswegen die Zeugung von Walt und Vult restlos erklären zu wollen, zumindest nicht auf traditionellem biologischem Wege. Der Bezug auf geistige Zeugungstheorien lässt nämlich bei näherem Hinsehen nicht nur interessante Rückschlüsse auf die Zeugung des Romans, sondern auch seiner Autoren zu. Implizit wird durch das Zitat gesagt, dass die Zwillinge, als literarische Figuren, auch gezeugt wurden, nur in diesem Falle nicht zweifach/einfach, sondern andersherum, einfach/zweifach – also als Hendiadyoin. Hier gilt ein Satz, den sich Jean Paul bereits in den 80er Jahren in den Exzerptheften notierte und, s.o., auch verregisterte: »Zwillinge Drillinge werd. von 1 Akteur gemacht«.[52]

Aus dieser, ursprünglich animalkulistischen, Position lässt sich wiederum die Antwort auf die Frage ableiten, warum die beiden Zwillinge weder ihrem biologischen Vater noch ihrer biologischen Mutter ähnlich sind und sehen: Sie haben, geistig gesehen, einen anderen Erzeuger, den ursprünglichen »1 Akteur«, von dem sie abstammen und dem sie in der Tat ähnlich sind. Und zu diesem Vater stehen Walt und Vult wie ihr Roman zu ihnen.

Dieser Vater hat sie – in einem platonischen Sinne – gezeugt und fungiert so als der eigentliche, geistige Ahnherr. Er ist ihnen, im Gegensatz zu seinen Eltern, ähnlich; und zwar deswegen, weil die Einbildungskraft in der platonischen Zeugungstheorie nicht nur, wie in den präformistischen Theorien, die biologische begleitet und lediglich die Veränderung in der Kontinuität herstellt, sondern die *einzige* Zeugungsart ist. Und mit dieser Einbildungskraft hat der ›Vater‹ bei der Zeugung nicht an die Mutter und auch an sonst nie-

[52] Jean Paul, *Exzerpte* [IVa-03-1788-0461]. URL: http://www.jp-exzerpte.uni-wuerzburg.de/index.php?seite=exzerpte/ex4a/03&navi=_navi/f4a [10.06.2013].

manden als an sich selbst gedacht. Kurz: Die Rede ist natürlich von Jean Paul selbst.

V. Zwillinge als Kuckuckskinder

Jean Pauls geistige Vaterschaft von Walt und Vult wird nicht nur implizit, sondern auch explizit verhandelt: Einer der Verleger bzw. Herausgeber, von denen sich die Zwillinge eine Publikationszusage für den *Hoppelpoppel* erhoffen, ist nämlich Garlieb Merkel, den Jean Paul bzw. Leibgeber-Schoppe unter dem Pseudonym »allgemeine[r] deutsche[r] Bibliothekar« in *Titan* und *Vorschule*[53] annähernd zeitgleich auslachen (I/3,695), was dieser anscheinend gemerkt hat. »Herr Merkel« reagiert nämlich auf die Zusendung des *Hoppelpoppel* dergestalt, dass er »ihren Roman mit wahrer Verachtung zurückschickte, den Waltischen Anteil noch erträglich, den Vultischen aber nicht nur abgeschmackt fand, sondern gar dem Guckguck Jean Paul nachgesungen, welcher selber schon ohne die Guckgucks-Uhr der Nachahmung langweilig genug klinge.« (I/2,1054)

Jean Paul bzw. »Herr Merkel« spielen hier mit verschiedenen Bedeutungen des Kuckucks. Vorderhand geht es um die Kuckucksuhr, die, mit einem automatischen Schlagwerk versehen, die Zeit anzeigt. Diese mechanische Wiederholung steht für die Wiederholung, die Merkel Vult gegenüber Jean Paul anlastet: »Guckgucks-Uhr der Nachahmung«.

Doch nicht nur die Kuckucksuhr, auch der Kuckuck selbst spielen in diesem Zitat eine wichtige Rolle. Man muss dazu wissen, dass genannter Vogel im frühen 19. Jahrhundert zwei Hauptbedeutungen hat: »Der Kuckuck«, heißt es im zweiten Band des *Campe* von 1808, »ruft seinen eigenen Namen aus, sagt man sprichwörtlich von einem Menschen, der durch seine Reden seine Denkart verräth«. Dieses, heute mehr oder weniger in Vergessenheit geratene, Sprichwort wird jetzt bei Jean Paul bzw. Merkel dergestalt gedoppelt, dass nicht nur der Kuckuck Jean Paul seine Denkart durch seine Reden verrät, sondern auch der Kuckuck Vult, der den Kuckuck Jean Paul nachahmt. Er verrät sich demnach einerseits als Nachahmer, aber andererseits auch als Nachahmer *Jean Pauls*. Denn wenn er die gleichen Denkartverratenden Worte ausspricht wie Jean Paul, dann verrät er sich als eben dieser bzw. als ein zweiter Jean Paul.

---

[53] Das gleiche Wortspiel macht Jean Paul in der zweiten Auflage der *Vorschule* (I/5,127); dort nennt er auch Merkel ausdrücklich.

Es spielt jedoch noch eine zweite, heute noch bekannte, Bedeutungsebene eine zentrale Rolle. Denn schon im frühen 19. Jahrhundert weiß man, »daß der Kuckuck seine Eier nicht selbst ausbrütet, sondern in die Nester [...] kleiner Vögel legt«.[54] Dies bedeutet erstens, dass Walt und Vult Kuckuckskinder sind, die der Kuckuck Jean Paul seinen Figuren, also dem alten Harnisch und seiner Frau, ins Nest gelegt hat. Die beiden Eltern glauben nur, die Erzeuger von Walt und Vult zu sein, eigentlich, d.h. geistig, ist es der eine, in sich gedoppelte Akteur Jean Paul.

Gleichzeitig funktioniert dieses Spiel auch eine Generation weiter. Der Kuckuck Jean Paul legt nämlich auch seinen Kuckuckskindern seine literarischen Kuckuckseier ins Nest, denn bekanntlich schreiben Walt und Vult mit dem *Hoppelpoppel* zu einem großen Stück die *Flegeljahre* mit. Dies wird schon aus der Namensfrage deutlich:

> Vult schlug *Flegeljahre* vor; der Notar sagte offen heraus, wie ihm ein Titel widerstehe, der teils so auffallend sei, teils so wild. »Gut, so mag denn die Duplizität der Arbeit schon auf dem ersten Blatte bezeichnet werden, wie es auch ein neuerer beliebter Autor tut, etwan: *Hoppelpoppel* oder das Herz.« (I/2,669f.; Herv. MB)

Das von Vult angesprochene »oder« ist bekanntlich ein Charakteristikum der Romane Jean Pauls. Man denke nur an *Hesperus oder 45 Hundposttage*. Der »neuere[] beliebte[] Autor« mit dem charakteristischen ›und‹ in seinen Titeln ist dementsprechend niemand anderes als Jean Paul selbst; die angesprochene Duplizität, für die Walt und Vult – und er – stehen, ist natürlich die von Empfindsamkeit und Humor.[55]

Man darf dabei nicht vergessen, dass es noch einen zweiten Mitautor gibt, der an den *Flegeljahren* schreibt. Auch der Text, den der Erzähler »J. P. F. Richter« (I/2,596), der »Verfasser dieser Geschichte« (I/2,593), zu Papier bringt, trägt diesen Namen. So gibt er es zumindest gegenüber der »Testaments-Exekution« (I/2,593) an, die ihn »zum Verfasser gewählt« (I/2,593f.) hat: »Ein weder zu barocker noch zu verbrauchter Titel für das Werk ist auch schon fertig; *Flegeljahre*« (I/2,594; Herv. MB). Die Rede ist von jenem J. P. F. Richter, der, wie man hinzufügen muss, als Erzähler wiederum große Teile des *Hoppelpoppel* in seinen Roman übernimmt und nur ab und zu ein wenig

---

[54] Joachim Heinrich Campe, *Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke*. 2. Aufl. Braunschweig 1808, Bd.II, S.1076.

[55] Ulrich Rose schlägt für diese doppelte Schreibweise, an die Frühromantik angelehnt, Enthusiasmus und Ironie, vor (Ulrich Rose, *Von der Imitatio zur Creatio. Jean Pauls Auseinandersetzung mit der Romantik in den* Flegeljahren, in: *Euphorion* 87 (1993), S.365–388, hier: S.384f.), in der Forschung hat sich aber Empfindsamkeit und Satire/satirischer Humor etabliert. So z.B. Frei-Gerlach [Anm.8], S.358.

kürzt und lakonisch hinzufügt: » – - – und so weiter; denn der Hoppelpoppel gehört in sein eignes Buch und nicht in dieses« (I/2,762).[56]

Es handelt sich also bei der Metapher von den literarischen Kuckuckseiern – in der ersten und zweiten Generation – um eine sehr präzise Beschreibung von Jean Pauls ›Generalautorschaft‹,[57] so zu verstehen, dass er kein ›Autor‹ sein möchte, der seinen Text allein schreibt, sondern lediglich eine Autorinstanz, in der alle Texte, die von den verschiedenen Figuren des Romans eingehen, entgegengenommen, gebündelt und zum endgültigen Roman geformt werden; ein vielschichtiges Beschreibungsinstrument für die Eigendynamik literarischer Schreibprozesse.

Nebenbei gesagt, handelt es sich bei der Kuckuckseier-Metapher um eine Reflexion Jean Pauls, die sich auf sein gesamtes Werk anwenden lässt;[58] auch hier im Sinne der Handlung als Reflexionsorgan der Schreibweise. Man denke nur an die Fürstenromane, insbesondere an den *Hesperus*, in deren Zentrum ebenfalls Kuckuckskinder, in diesem Falle adlige, stehen. Am Ende ist es bekanntlich der Erzähler ›Jean Paul‹ selbst, der »so lange gesucht« wurde, weil er einen der verschollenen Fürstensöhne darstellt (I/1,1226). In diesem Falle ist ›Jean Paul‹ sogar ein doppeltes Kuckuckskind: als Figur auf Inhalts- und als Erzähler auf Schreibebene.

Und dass mit den Kuckuckskindern auch eine christliche Dimension aufgerufen wird, sollte ebenfalls nicht unerwähnt bleiben. Denn die Konstellation des Kuckuckskindes, in welcher der eigentliche Erzeuger die Vaterschaft an einen anderen, geistigen, abtreten muss, erinnert nicht zufällig an die Geburtsstunde des Christentums. Die Möglichkeit eines himmlischen Kuckuckskindes gilt nun bei Jean Paul anscheinend nicht nur für den Sohn Gottes, sondern auch für die zwei Zwillingssöhne des, mit Shaftesbury gesprochen, »second *Maker*: a just *Prometheus,* under *Jove*«.[59] Ihre Ähnlichkeit zum gottähnlichen Autor, der sie anstelle des biologischen Vaters gezeugt hat, tragen die beiden ja schließlich auch im Namen: »Peter *Gott*walt«

---

[56] Zur Verflechtung von Roman und Roman im Roman und dem daraus entstehenden Selbstbezug, vgl. Gustav Neumann, *Jean Pauls Flegeljahre. Gesehen im Rahmen ihrer Kapitelüberschriften*, 2 Bde. Würzburg 1990–1995, S.55–58; Michael Vonau, *Quodlibet. Studien zur poetologischen Selbstreflexivität von Jean Pauls Roman »Flegeljahre«*. Würzburg 1997, S.46f.; Ephrem Holdener, *Jean Paul und die Frühromantik. Potenzierung und Parodie in den »Flegeljahren«*. Zürich u.a. 1993, S.148–165.

[57] Hierzu Burkhardt Lindner, *Jean Paul. Scheiternde Aufklärung und Autorrolle*. Darmstadt 1976, S.139–179.

[58] Ich folge hier einem Hinweis von Monika Schmitz-Emans.

[59] Anthony Ashley Cooper, Third Earl of Shaftesbury, *Soliloquy or, Advice to an Author,* in: ders., *Standard Edition. Sämtliche Werke, Briefe und nachgelassene Schriften*, hrsg. von Wolfram Benda et al., 19 Bde. Stuttgart 1981–2011, Bd. I/1, S.110 (Soliloquy I/3, Char.I, 207).

und »Quod *Deus* vult«. Der letzte Name war vom biologischen Vater, Harnisch, so gemeint, dass er das Geschlecht in die Hände Gottes legt (»oder *was Gott will*«; I/2,611; die ersten beiden Herv.: MB), aber man kann es auch so lesen, dass hier Kinder aus dem Walten und Wollen des gottgleichen Autors geboren werden und diese, als Walt und Vult, ihren Vaternamen sozusagen enthymematisch mit sich tragen.

Bei all dem sollte berücksichtigt werden, dass es ja Garlieb Merkel, also ein Gegner der Jean Paulschen Schreibweise, ist, der den Satz vom Kuckuck ausspricht. Die Metapher von den Eiern in fremden Nestern lässt sich auch satirisch gegenlesen, also in dem Sinne, dass Autoren, die keinen satirischen Spaß verstehen, die Eier ausbrüten, die der Satiriker gelegt hat. Sie sagen also die größten satirischen Weisheiten und erzielen die größten satirischen Effekte, ohne dass ihnen dies im Geringsten bewusst wäre. Der Satiriker muss ihnen lediglich ein unscheinbares Ei ins Nest legen, das sie dann in dem Glauben, es wäre ihres, ausbrüten können. Er hat lediglich ein klein wenig an ihrer literarischen Brut verändert, um, aus seiner Sicht, die Wahrheit über das nicht-satirische Sprechen offenzulegen.[60]

Worin besteht nun aber genau die über die zeugende Kraft der Einbildung garantierte Ähnlichkeit der beiden Protagonisten zu Jean Paul? Ich möchte argumentieren, dass diese Ähnlichkeit nicht nur in den jeweiligen Eigenschaften, also Empfindsamkeit und Humor, besteht – das auch –, sondern vor allem in deren zwillings- und käfighafter Verbindung. Diesen Umstand benennt sehr präzise Rafaela, selbstverständlich ohne dessen inneren Sinn zu verstehen, wenn sie behauptet, dass »in J.P.s Werken« wie »in allen Musenkalendern« der »Ernst zu hart mit dem Spaß rangiere« (I/2,973). Ihre Formulierung korrespondiert mit einer dort jedoch positiv konnotierten Beschreibung aus den *Palingenesien*, in denen es heißt, dass der »Humor« immer nur auf »das Mark des hohen Ernstes geimpft[]« sein dürfe (I/4,724).

Es ist nun kein Zufall, dass in den *Flegeljahren*, also mehrere Jahre später, nun nicht mehr nur die Verbindung, sondern vor allem die Enge besonders betont wird: »*zu hart* [...] rangiere« (s.o.). Denn genau darum geht es ja, vom Mutterleib bis zur Schreibstube, bei Walt und Vult: die käfig- und kerkerähnliche Enge zwischen dem empfindsam-idealistisch schreibenden Walt, der für den Haupttext zuständig ist, und dem satirisch-humoristischen Vult, der für die Digressionen verantwortlich zeichnet; eine Enge, die, wie man hinzufügen muss, mehr und mehr die Differenzen und nicht nur die Ähnlichkeiten zu Tage treten lässt.

---

[60] Vgl. zu diesem Satire-Konzept, allerdings noch nicht auf den Kuckucks-Begriff bezogen, Bergengruen, *Schöne Seelen* [Anm.12], S.89–110.

Aus beiden Perspektiven muss diese Enge überwunden werden: Walt wird, wie oben ausgeführt, gemäß der Bonnetschen Metaphorik irgendwann ein quasihimmlischer Schmetterling und sich damit aus seiner körperlichen Larve befreien können. Und zu den Dingen, die er hinter sich lassen wird, gehört auch und besonders die Doppel-Larve, die sich vom Mutterleib über seine Kinderstube bis zur Stubenverbrüderung mit Vult weitergesponnen hat. Vult wiederum kann über diese Bonnetsche Vorstellung einer quasihimmlischen Metamorphose nur lachen. Zugleich ist er es, als körperbetonter Humorist und zweiter Leib-Geber, der den larvenhaften Leib, den sein Bruder abstoßen möchte, alleine weitertragen muss.

Es ist dabei sicherlich kein Zufall, dass die beiden Hilfsautoren und literarischen Zwillingskinder des Autors, wie oben bereits ausgeführt, nicht mehr die gleiche Ähnlichkeit haben wie noch Siebenkäs und Leibgeber, die zwar keine Zwillinge waren, sich aber dennoch so sehr ähnelten, dass man sie nur daran »unterscheiden« konnte, dass Leibgeber »hinkt[e]« (I/2,40). Und es ist weiterhin kein Zufall, dass hier, wie schon im *Siebenkäs*, der satirische Humorist am Ende das Feld räumt, weil er die Enge mit seinem literarischen Zwilling nicht mehr aushalten kann und ihm also, wie es das letzte Wort des Textes besagt, »entfliehe« (I/2,1088). Das Experiment einer Koexistenz von Humor und Empfindsamkeit – und zwar als gleich starker Pole – ist damit bei Jean Paul ein letztes Mal versucht[61] worden und zum letzten Mal gescheitert.

[61] Vgl. hierzu auch Pfotenhauer [Anm.14], S.272f.